

# Predigt am 3. Sonntag der österlichen Vorbereitungszeit (A)

(Joh 4, 5-42 )

von Pfr. Dr. André Golob

---

Manchmal braucht man ein gewisses Hintergrundwissen, um bestimmte biblische Texte – wie den heutigen – richtig zu verstehen. Ohne etwas Theologie können wir auch die Tragweite des *heutigen* Evangeliums kaum begreifen. Auch deshalb ist es wichtig, dass schon im Elternhaus und später dann in der Schule Kindern, jungen Menschen, religiöses Hintergrundwissen vermittelt wird. Und wenn das nicht geschieht, dann gibt es hoffentlich einen Prediger, der im Gottesdienst aufklärt, worum es geht.

Werfen wir einen Blick ins Evangelium. Jesus ist auf dem Weg nach Hause. Er war in Judäa – wenn wir auf die Landkarte schauen, also im Süden Palästinas (dort wo Jericho und Jerusalem liegen). Er ist dort in Judäa seinem Verwandten Johannes begegnet, hat sich von ihm im Jordan taufen lassen und ist nun mit einer Menge Jüngerinnen und Jüngern auf dem Wege zurück nach Galiläa. So berichtet der Evangelist Johannes. Dabei, so lesen wir, kam er durch Samaria. Er hat keine Anstalten gemacht dieses Gebiet zu umgehen, obwohl jeder vernünftige Jude damals einen großen Bogen um Samaria machte.

Wo die Gründe hierfür liegen, möchte ich - für alle, denen es entfallen ist - kurz darlegen. In Samaria gab es einen Gegentempel zum jüdischen Tempel in Jerusalem. Und zu dem Bau eines solchen Tempels sahen sich die Samariter bzw. Samaritaner gezwungen. Denn von den Juden wurden sie als Ungläubige, als volksfremd und nichtjüdisch betrachtet. Wieso, das zeigt uns ein Blick in die Geschichte.

Fast 1000 Jahre vor Christus wurde das Nordreich Israels - zu dem Samaria gehörte - von einer fremden Macht besetzt, dem assyrischen Weltreich. Die Assyrer verschleppten, deportierten die dortigen Menschen, vor allem die reiche Oberschicht des Landes, nach Mesopotamien und Medien und siedelten an ihrer Stelle ein Gemisch unterschiedlicher, besiegter Völker aus dem Osten an. Im Verlauf der Jahre und Jahrzehnte vermischten sich die ansässigen Bewohner mit den migrierten

Menschen und es entstand ein wahres Völkergemisch, ein ethnischer Schmelztiegel. Das war den Menschen im Süden suspekt. Denn sie gingen davon aus, dass die angesiedelten Heiden negativen Einfluss auf den wahren Glauben nehmen könnten. Das Südreich hatte offensichtlich etwas gegen die Vermischung von Völkern und Religionen, ja es verbot sogar im eigenen Reich Mischehen zwischen Juden und Nichtisraeliten – da mag einem Nürnberg in den Sinn kommen. Diejenigen die in Mischehen lebten, flüchteten nach Samaria.

Den Juden waren die Samariter verhasst. Dass Juden und Samariter Todfeinde waren, das lernte damals jedes Kind von klein auf. Für Juden waren Samaritaner ein heidnisches Mischvolk, das sich von Gott abgekehrt hatte. Jemanden einen Samariter zu nennen, war die denkbar schlimmste Schmähung für einen Juden. Es war Juden untersagt, einen Menschen aus Samaria, vor allem ihre Frauen, auch nur zu berühren. Sie waren wie Leprakranke und wer sie berührte wurde damit selbst unrein. Das galt auch noch zu Zeiten Jesu. Man ging Samaritern aus dem Weg, wie einem ansteckenden Virus.

Aus der Sicht der Juden ist es eine ungeheuerliche Provokation - ja unsägliche Entgleisung -, dass Jesus in seinen Gleichnissen Samariter auftreten lässt, die sich sogar noch als die Helden seiner Geschichten erweisen. Denken wir an die Heilung der elf Aussätzigen, von denen sich nur der Samariter bei Jesus bedankt.

Nun treibt es Jesus aber auf die Spitze.

Von der Reise durch die trockene Gegend erschöpft und durstig, setzt er sich an den Brunnen des Stammvaters Jakob gegenüber dem Berg Garizim, wo der samaritanische Tempel einst stand. Der Brunnen war ein wichtiges Heiligtum, das die Samaritaner für sich beanspruchten. Und es dauert nicht lange und eine Samariterin nährt sich dem Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Wenn man sich ein wenig mit Kunst beschäftigt, kommen einem die vielen Kunstwerke in den Sinn, in denen diese Szene festgehalten wird.

Normalerweise würde man erwarten, dass Jesus sich entfernt, um jeden Kontakt aus dem Weg zu gehen. Doch nein, Jesus bleibt sitzen. Ja er macht etwas Unerhörtes. Er spricht die Frau sogar an und da sie ein Schöpfgefäß bei sich hat, bittet er sie um

Wasser. Er tut etwas, was kein frommer Jude täte: er meidet weder ihre Nähe noch, sie anzusprechen, und er schickt sich tatsächlich an, aus dem Gefäß einer Unreinen zu trinken. Und er spricht mit ihr, er redet über ihre Vergangenheit und sie stutzt, dass er so viel über ihr Leben zu sagen hat und weiß. Und dann redet er mit ihr - einer Frau wohlgermerkt! - über den wahren Glauben und über das lebendige Wasser – etwas, das derart von Leben erfüllt ist, das es jeden Durst löschen, jedes Sehnen nach Glück und Heil befriedigen kann. Ja es ist Wasser, das *ewiges* Leben schenkt.

Der Frau kommt das zunächst spanisch vor. Doch sie - die viel in ihrem Leben durchmachen musste - merkt, wie sehr auch in ihrer Brust die Sehnsucht tobt, nach Glück, Geborgenheit, Verständnis und Friede. Und sie berichtet Jesus, dass auch sie, die Samariterin, auf den Messias warte - den „Taheb“, so wie er im Samaria genannt wird. Auch sie sehnt sich nach Erlösung und Heil.

Und dann geschieht etwas Außergewöhnliches. Jesus offenbart ihr, dass er es ist, auf den die Welt wartet. Oft gebietet Jesus seinen Jüngern, über das Messiasgeheimnis zu schweigen. Doch der vermeintlich Ungläubigen, dem Todfeind - und dann noch einer Frau - offenbart er sich zur Gänze. Und sie erkennt ihn und auch die Menschen, die dort wohnen. Sie sind voller Euphorie und Jesus kommt volle zwei Tage in den Genuss ihre Gastfreundschaft. Ja sie wollen ihn gar nicht gehen lassen in ihrer Freude.

Hier geschieht etwas Unglaubliches. Und man wundert sich danach gar nicht mehr, dass die religiöse Elite Israels bald darauf seinen Tod beschließt. Jesus öffnet die jüdische Heilslehre, den Glauben an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs für die gesamte Welt, für die gesamte Menschheit. Der Gott der Juden wird damit zum Gott und Vater aller Menschen. Jesus bricht mit gängigen Vorstellungen und dem Denken in religiösen Kategorien. Und auch uns empfiehlt er aufzuhören mit dem Denken in Kategorien, dem Einteilen von Menschen in Gute und Böse, Fremde und Nahe, Freund und Feind, Gläubige und Ungläubige. Und finden wir das nicht in unserer Kirchengeschichte zuhauf, dass gesagt wurde, Gott der Allmächtige ist da und dort - nur nicht, und auf keinen Fall, bei den anderen?

Für Jesus ist die frohe Botschaft eine Botschaft der Menschlichkeit. Und ist es nicht so, dass wir uns ausnahmslos alle sehnen, nach Glück und Liebe, nach Frieden und

Heil – egal welcher Religion wir angehören? Benötigen wir nicht alle das lebendige Wasser, das endlich Schluss macht mit dem ewigen Durst und dem Sehnen nach menschlichen Verhältnissen, Wohlwollen und Glück? Das ist es, was uns Menschen verbindet - gleich, ob wir Christen sind, oder Muslime, Buddhistinnen oder Hindus. Religion an sich ist der gellende Schrei einer Welt, die leidet an den unerträglichen, alltäglichen Zuständen. Wir spüren es zurzeit wieder hautnah, wo auf fast geistesranke und brutalste Art und Weise, Leid über die Menschen gebracht wird: Krieg und Mord in der Ukraine, Erschütterungsresistenz gegenüber den Opfer der Erbebenkatastrophen. Der Mensch wird zerrieben von Egomane, Gier und Gefühlskälte und zieht noch aus dem Leid des anderen seinen Vorteil.

Der Gott und Vater Jesu Christi ist ein Gott der Menschlichkeit. An keiner Stelle theologisiert Jesus, wie Gott nun beschaffen sei und wer denn auf richtige Weise an den wahren Gott glaube - Juden oder Samariter. „Glaube nur Frau“, sagt Jesus, „die Stunde kommt, zu der ihr weder auf diesem Berg (Garizim) noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet.“ Er will sagen: Hört auf, in diesen Kategorien zu denken. Hört auf Mauern und Grenzzäune zu errichten gegen die anderen. Jesus schien eine derartige Offenheit an den Tag zu legen, dass sich sogar ein Heide und Besatzer Israels – ein römischer Hauptmann aus Kafarnaum – an ihn wendet und an seine Heilkraft glaubt. Und es ist die Erinnerung an *sein* Glaubensbekenntnis, wenn Christen im Gottesdienst sprechen: „Herr ich bin nicht würdig, dass du eingehst unter mein Dach.“ Wer das spricht, das sind wir.

Das Leben ist für alle Menschen ein Kampf. Doch vereint uns die Hoffnung auf Erlösung – die Geburtsstunde jeglicher Religion. Eine Antwort auf diese Hoffnung ist die Rückkehr zur wahren Menschlichkeit. Da geht es nicht um einen Brunnen, oder Ort, den die eine oder andere Religion für sich beansprucht, es geht nicht um das Wohl einer kleinen nationalen oder religiösen Gemeinschaft. Es geht vielmehr um das Wohl von Menschen, die alle unschuldig sind und der Liebe bedürfen. Nur diese Liebe, die uns durch Jesus Christus gezeigt wird, nur diese Liebe - fern aller Dogmen und Lehrsätze -, kann unseren Durst löschen. Jesus öffnet die Botschaft Gottes, die einst in einem kleinen Glaubensgefäß eingezwängt war, für die ganze Menschheit. Ohne sein Tun, würden wir heute hier nicht sitzen, denn ohne ihn wären wir offiziell ausgeschlossen aus dem Kreis der Glaubenden und der Kinder Gottes.

Es gilt allen Menschen unser Herz zu öffnen, ihnen unser Ohr zu leihen – nicht nur denen, die uns offensichtlich nahestehen. Tut es nicht unendlich gut, Trost und Verständnis zu erfahren in Situationen, wo uns Leid ereilt, wo Krankheit und Tod – das Schicksal aller Menschen – an unsere Tür klopfen, wo Not und Elend uns bedrohen. Nehmen wir uns Jesus als Vorbild. Lassen wir unsere Schubladen einfach mal zu und helfen, wo es nötig ist. Christus, der Gottessohn, begegnet uns nicht nur in den Gesichtern unserer Mitchristen - unser eigenen Brut -, sondern in jedem Menschen, der uns braucht. Wenn man das heutige Evangelium wirklich auf den Punkt bringen will, muss man sagen: Christus macht Schluss mit religiösen Grenzen, er sieht in ihnen keinen Sinn. Das mag manchen erschrecken, doch es passt zu diesem Mann, der anders ist, als alles, was wir bislang kannten.

Amen